was es einmal heiße, krank sein, treffe es nun uns selbst oder Andere; sodann was es heiße, in der Krankheit recht oder verfehlt behandelt werden. Und weil sich dann zu gleicher Zeit herausstellen wird, daß jene Kranken, welche in diesem Institute behandelt zu werden das Glück haben, recht behandelt werden, so wird damit auch das Lob ausgesprochen sein, welches zwar immer, aber voraus am heutigen Gedächtnißtage, Denjenigen gebührt, welche eine solche Behandlung ermöglichen.

Zu diesem Ende sollen vorzüglich drei Dinge in Erwägung gezogen werden. Für's Erste die Hilfsbedürftigkeit der Kranken selbst — das Fundament aller Krankenpflege; für's Zweite die Beschreibung, die Charakterisirung des Wesens und der Eigenthümlichkeiten der zwei wichtigsten Arten von Hilfe, welche überhaupt einem Kranken kann geboten werden; endlich die Untersuchung oder Prüfung, welcher von den beiden Behandlungsarten die Palme zuzusprechen sei.

I. Bemitleidenswürdigkeit des Kranken.

Die Heiligen haben die Krankheiten nicht selten als beneidenswerthe Gunstbezeugungen des Himmels, als die herrlichsten Geschenke, die liebreichsten Erbarmungen des Herrn bezeichnet. Sie haben da wahr gesprochen und wir hoffen, selbst mit der Zeit den tiefen Sinn dieser Ausdrücke und deren Richtigkeit zu verstehen. Aber wenn die Heiligen so sprachen, haben sie damit ja nicht läugnen wollen, daß der Stand eines kranken Menschen ein überaus schmerzensreicher und sehr bemitleidenswerther Zustand sei. Und sie konnten das auch nicht läugnen.

Wenn es nach einer qualvollen Nacht, die kein Ende zu nehmen schien, endlich zu dämmern beginnt, so begrüßt der Kranke den schönen Herold des neuen Tages nicht wie sonst mit Freude und schwellendem Muthe. Er weiß ja, daß er ihm keine andere Tagesordnung bringt, als seine Leiden und Schwächen in langer, peinlicher Einförmigkeit.

Er gedenkt der trostlosen Reihe von Stunden, die jetzt mit frischer Kraft ihr Opfer in Empfang nehmen. Er gedenkt des unversöhnlichen Feindes, der ihn an Leib und Seele belagert, wie ein böses Wesen ohne Herz, ohne Verstand für die gebrechlichen Glieder des Kranken, ohne Gehör für sein Gewimmer, ohne Erbarmung für seine übergroßen Leiden, ohne jegliches Mitleid, um auch nur für kurze Zeit ihm Ruhe zu gönnen. Das zum Morgengruß.

Ehedem stand er fröhlich auf und ging seinem Berufe nach. Jetzt ist sein Loos das fürchterliche Nichtsthun. Einen ganzen langen Tag soll er aushalten in einer Unthätigkeit, die ihn noch viel mehr ermüdet als die anstrengendste Arbeit. Vor seinem Fenster hört er das rege Treiben der Gesunden, die Ebbe und Fluth der Welt; für ihn hört die Welt auf, wo sein Zimmer endet.

Als wären sie selbst kraftlos und lendenlahm, verschleichen unaussprechlich träg die Stunden unter Mediziniren und Diäthalten, unter Lektüre, die ihn nicht erheitert, noch zerstreut, unter Besuchen, bei welchen er geduldig die abgedroschenen Trostsprüche gleichgiltiger Leute und ihre mehr als lächerlichen Versicherungen von Hoffnung auf Besserung, an die sie selbst nicht glauben, anhören muß. Es mundet keine Speise, es labt kein Trunk, der Athem holt ihm keine Lebensfrische. Die Erinnerung an glückliche Tage tröstet ihn auch nicht. Eine Stunde Schmerz macht ja ein langes Wohlleben vergessen. Was unverdrossen bei ihm aushält, das sind zwei unbarmherzige Schwestern: die Langeweile und die Verlassenheit.

Das Ende des Tages krönt den Schmerzenskönig. Unter Tags ist doch immer eine Art Rührigkeit um den Patienten wahrnehmbar und ersetzt ihm gleichsam die eigene Thätigkeit. Man beschäftiget sich mit dem Kranken, sucht ihn zu zerstreuen, setzt sich an sein Bett, liest ihm vor, erzählt ihm, gibt ihm Mitgefühl zu erkennen, hindert ihn, nachhaltig über seinen Schmerz zu simuliren. Aber endlich erlahmt auch die uneigennützigste Sorgfalt und läßt nach, sich angelegentlich mit ihm zu beschäftigen; endlich läßt ihn Alles allein, allein mit seinen Schmerzen, angesichts einer neuen fürchterlichen Reihe von schlaflosen Stunden. Alles schweigt, was Trost zu-

sprechen könnte, Alles ist verhüllt und verfinstert, was erheiternden Anblick gewähren könnte, für Alle ist die Zeit der Ruhe und der Erquickung gekommen, nur für ihn gibt es keine Ruhe unter den Fittichen der Nacht. Die Kraft, die ihm der Tag gelassen hatte, gereicht ihm nur zur Qual; statt lieblicher Kühlung zieht Fiebergluth über seine Glieder, heftiger brennen die Wunden, häßliche Bilder ängstigen die Seele, und nicht ungern löscht der Tod im Dunkel der Nacht die Lampe eines Menschenlebens aus.

Das ist Ein Tag. Und aus den Tagen werden Wochen, und aus den Wochen Monate, und aus den Monaten halbe, dreiviertel, ganze Jahre. Und wahrhaftig! auch nach Jahren gewöhnt man's nicht, schwer krank zu sein.

Betrachten wir das Kranksein von einer anderen Seite, namentlich mit Bezugnahme auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, das Bild wird sich wo möglich noch düsterer ausnehmen.

Zur Zeit, wo der erste Schnee fiel — so erzählen wir einem Gewährsmanne aus Frankreich nach, der, was er erzählt, selbst erfahren zu haben versichert*), und am Ende ereignet sich dieselbe Geschichte täglich in unserer nächsten Nähe — erkrankten in derselben Stadt, unfern von einander, ein Reicher und ein Armer.

Der Reiche blieb in seinen eleganten Zimmern und rief nach seinen Dienern. Eine große Schaar dienstbarer Geister fragte nach seinen Wünschen, eine noch größere Schaar guter Freunde und Bekannter wetteiferte in sorgfältigen Erkundigungen nach seinem Befinden; das Ereigniß seiner Erkrankung durchflog die Stadt wie ein Lauffeuer und wurde überall wie die Nachricht eines Alle berührenden Unglücks aufgenommen. — Der Arme blieb nicht zu Hause, sondern ging diesen Tag an die Arbeit wie sonst, denn er brauchte Brod, heute wie gestern, aber Niemandem kümmerte sein schlechtes Aussehen, Keiner fragte, ob ihm etwas fehle.

---

*) Perreyve H. in seinem „Trostbuch für Kranke". Aus dem Französ. Freiburg. Herder 1869; ein Kranken wie Gesunden sehr zu empfehlendes Büchlein, aus dem hier noch Mehreres entlehnt worden ist.

Die nächsten Angehörigen des Reichen wichen nicht mehr von seiner Seite und wachten voll der zärtlichsten Liebe und Sorge an seinem Bette; seine edle Gattin, seine heißgeliebten Kinder waren unablässig um ihn beschäftigt und man beneidete sich gegenseitig um jeden Dienst, den man ihm erzeugen durfte. — Als der Abend nahte, wankte der Arme, todesmüde von der Arbeit, fast betäubt von Schmerzen und in Fieberhitze glühend, seiner Wohnung zu. Mit unsäglicher Mühe schleppte er sich über fünf Treppen in seine Wohnung, d. h. in seinen Verschlag unter dem Dache.

Um eben diese Zeit beklagte der Reiche sein Mißgeschick, daß diese Krankheit störend in seine Pläne eingreife und ihn an seinen Geschäften und Vergnügen hindere. Er berechnete, welch' schöne Feste und ehrenvolle Auszeichnungen ihm entgehen würden, er sah voraus, wie durch seine Abwesenheit Verwirrung in so manche großartige Unternehmungen kommen würde, daß die Geschäftsfreunde ungeduldig seiner Herstellung warten würden; alles dies klagte er schmerzerfüllt seiner theilnehmenden Gattin, die ihr Bestes versuchte, ihn zu beruhigen. — Der Arme hatte sich unterdessen auf das Stroh geworfen, und wie nun der Abend völlig hereingebrochen war, hörte er, verworren im Fieberschlummer, daß man die Treppe herauf und in's Gemach kam und Feuer machte, das armselige Lämpchen anzuzünden. Drei kleine Kinder und ein kummergebeugtes Weib näherten sich seinem Lager und das Weib fragte: „Lieber Mann, woher bekommen wir morgen Brod?"

Der Reiche ließ seinen Verwalter rufen und bestimmte, gütig und freigebig wie er war, daß man sogleich ein großes Almosen vertheilen sollte. Er dachte mit Recht, sich dadurch Gottes Wohlgefallen zu erwerben. Alsdann gab er, eine ernstliche Krankheit befürchtend, verschiedene Anordnungen über die Verwaltung seiner Gelder und Güter. — Der Arme schlug mühsam die Augen auf, und wie er sein Weib vor sich sah, erschöpft von der harten, schlecht bezahlten Arbeit, und die Kinder, die eben aus der Bewahranstalt waren zurückgebracht worden und flehend die Hände zur Mutter ausstreckten, da versagte ihm die Rede. Dafür stand vor seinem

umflorten Blicke mit einem Male alles Elend, das dem Armen droht, sobald er krank wird: eiskaltes Zimmer im Winter, kein Brod, keine Arbeit, und falls die Krankheit langwierig würde: Aufkündigung, Pfändung, Bettelngehen.

Zu dem Reichen wurden die ersten Aerzte berufen. Die, welche kamen, erregten die Eifersucht jener, die nicht berufen wurden. Um den Kostenpunkt bei den Arzneien und Erleichterungen brauchte man natürlich keine Bedenken zu haben, es handelte sich nur darum, das Rechte zu bestimmen. — Die Frau des Armen mußte ihren Taglohn versäumen; sie wandte sich an die Wohlthätigkeitsanstalt und bat um den Armenarzt. Man fragte sie sorgfältig aus und schrieb viel und hieß sie alsdann gehen. Erst des andern Tages erschien der Arzt. Es war ein verständiger Mann, auch eifrig und gutherzig, aber überbürdet von seiner ungeheuren Aufgabe. Er verweilte nur ganz kurz beim Armen, entschuldigte sich nicht niedersitzen zu können, denn er habe noch fünfzehn Besuche diesen Abend zu machen.

Die Krankheit des Reichen zog sich in die Länge, aber Dank der weise geleiteten Pflege und den tausend Vorkehrungen erfinderischer Liebe, schien sie nicht bedenklich zu werden; eigentlich hatte bis jetzt kein anderes Unglück als nur die Angst die Schwelle der prächtigen Wohnung überschritten. — Die Krankheit des Armen zog sich auch in die Länge; aber es kam darüber zur äußersten Noth, und nachdem noch ein altes Buch, das letzte Andenken aus der Kindheit und aus dem Vaterhause, war verkauft worden, blieb nichts mehr zu verkaufen übrig.

Für den Reichen bot sich inzwischen Gelegenheit zu einer glänzenden Geldspeculation. Sein Verwalter berieth sich darüber mit den Geschäftsfreunden, und es ward beschlossen, ihn für jetzt nicht zu belästigen; aber drei der genannten Freunde erboten sich unverzüglich, wenn nöthig, eine ungeheure Summe vorzustrecken. Das Anerbieten ward angenommen und der Reiche machte einen brillanten Gewinn. — Die Frau des Armen zog ihre am wenigsten zerrissenen Kleider an und ging zu einem Nachbar, den man sehr

wohlhabend nannte, schilderte ihm ihr Elend und bat, ihr zehn Franken zu leihen. Der Mann entschloß sich ein gutes Werk zu thun, und versammelte daher seine ganze Familie, zog zehn Franken aus der Tasche, wog sie bedächtig in der Hand, dann öffnete er den Mund, eine lange Rede zu halten über die Unverbesserlichkeit der Armen, ihren Mangel an Vorsorge, ihre Unklugheit, ihre Fehler in jeglicher Beziehung und erklärte, daß man mit einiger Betriebsamkeit sich immer fortbringen könne, und daß Sparsamkeit, Muth und Geduld die Eigenschaften des Armen sein müßten. Alsdann übergab er der Frau feierlich die zehn Franken und trug sie sorgsam in sein Buch ein.

So gingen die Dinge eine geraume Zeit fort, langsam besser beim Reichen, langsam schlimmer beim Armen, so sehr auch christliche Barmherzigkeit und Opferwilligkeit sich anstrengten, die Sache nicht bis zum Aeußersten kommen zu lassen.

Als der Frühling kam, war der Reiche genesen; man verordnete ihm nun, auf sein Landgut zu gehen, wo Luft und Duft ihn vollends kräftigen würden. Er that es ohne Verzug, reiste später in ein berühmtes Bad, und verweilte zur Nachkur in einer südlichen Gegend. — Aber für den Armen, für welchen der Winter die Zeit schwerer Leiden war, ward der Sommer die Zeit großer Verlassenheit. Seine Wohlthäter verließen einer um den andern die Stadt, und der Arme war vollkommen hilf- und rathlos. Es kam die Zinszeit; zahlen konnte er nicht, so brach denn das schwarze Gewitter, das am ersten Abend seiner Krankheit schon aufgestiegen war, auf allen Seiten los. Schlag auf Schlag kam Kündigung, Pfändung, Ausweisung. In weniger als 48 Stunden war all' das geschehen, und zwei Monate später war der Arme seinen Leiden erlegen.

Am nämlichen Datum, am Sterbetage des Armen, schrieb der Reiche an einen seiner Freunde einen Brief des Inhalts: „Sie können nicht glauben, mein Theurer, welche Unannehmlichkeiten aller Art, Verlegenheiten, Schwierigkeiten ohne Zahl und Ende mir aus meiner fatalen Krankheit letzten Winter erwachsen sind.

Alles ist seitdem schlecht oder verkehrt gegangen. Ich habe zwei Gelegenheiten, ein prachtvolles Geschäft zu machen, versäumt, mußte einen großen Bau unterbrechen, hatte den ganzen Winter Zimmerarrest, und bin jetzt in diesem fremden Lande fern von meinen Geschäften und Lieblingsvergnügen. Ich gebe mir Mühe, mich in den Willen der Vorsehung zu fügen, aber ich gestehe Ihnen, es fällt mir schwer, und ich beneide von Herzen das Loos der Leute mit kleinem Einkommen, da sie weder große Interessen noch bedeutende Geschäfte vor sich haben. Je mehr ich darüber nachdenke, bester Freund, desto klarer sehe ich, daß diese Leute sehr Unrecht haben, zu klagen, und daß sie eigentlich besser daran sind, als wir."

Und nun haben wir noch beinahe Nichts gesagt von dem übrigen Trauergeleite jeder ernstlicheren Krankheit. Wir haben Nichts gesagt von der Gedrücktheit des Geistes, von den bitteren Gefühlen in des Leidenden Seele, deren Reizbarkeit und Feinfühligkeit und Empfindsamkeit auf einen oft unglaublich hohen Grad gesteigert ist. Wir haben Nichts gesagt von den schweren Opfern, welche dem Kranken durch die Störung seiner Tagesordnung und Lebensweise, durch Entbehrung vielgeliebter Arbeit und Ruhe, durch die gewaltsame Unterbrechung von süßen Lebensgewohnheiten, die ihm wie zur zweiten Natur geworden waren, auferlegt werden; desgleichen Nichts gesagt von dem Stande der Verdrossenheit, in welche ihn oft die durch die Umstände herbeigeführte Neuheit und Fremdartigkeit und vielleicht selbst Widerwärtigkeit seiner Umgebung versetzt. Wir haben endlich neben vielem Anderen auch geschwiegen von den trüben Betrachtungen und Befürchtungen und Aussichten, die seinen Gesichtskreis bezüglich der Zukunft seiner eigenen Person, wie des Schicksals seiner Angehörigen, seiner Geistesverwandten und schwer vermißten Freunde zu verdüstern pflegen.

Und doch reicht sicher das Wenige, so gesagt worden ist, die Mitleidswürdigkeit eines kranken Mitmenschen auch jenen nahe zu legen, die an sich selber noch nie erfahren hätten, was es heiße, krank sein.